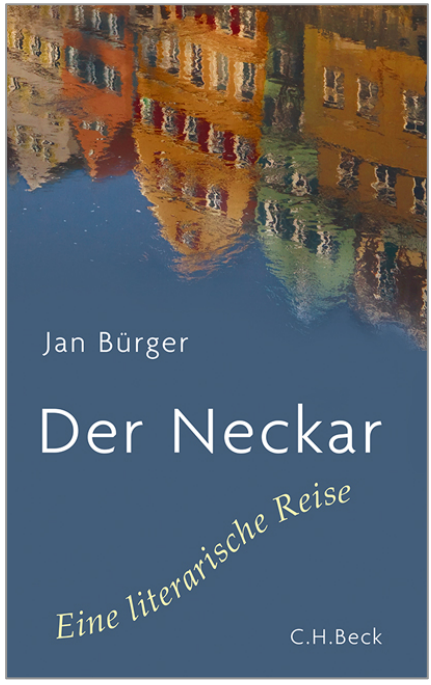
C.H.BECK
www.chbeck.de

Unverkäufliche Leseprobe



Jan Bürger
Der Neckar
Eine literarische Reise

286 Seiten, Gebunden
ISBN: 978-3-406-64692-8

Weitere Informationen finden Sie hier:
http://www.chbeck.de/11511990

© Verlag C.H.Beck oHG, München

In der Schleuse

Die Tore hinter dem Heck der ‹Hanna Krieger› haben sich leise geschlossen. Regelmäßig pendelt der 105 Meter lange Frachter zwischen Mannheim und Neckarsulm, beladen mit Kies, Sand oder Salz. In der Schleusenkammer ist es plötzlich still wie in einer Grotte. Die Mauern sind dunkel und feucht, es riecht nach Algen und Fisch. Aber die Morgensonne knallt auf das Deck, und über die Kieshügel im offenen Laderaum schießen blaue Libellen. Dann wird die Kammer gefüllt. Um den Bug herum brodelt und spritzt es wie in einem Whirlpool. Langsam steigt das Schiff in die Höhe.

Wer vom Rhein aus zum Ende des schiffbaren Neckars gelangen möchte, über Heilbronn hinaus bis in das 203 Kilometer entfernte Plochingen, muss dieses Ritual 27 Mal über sich ergehen lassen. So wird ein Höhenunterschied von 161 Metern überwunden. Um anschaulich zu machen, was das bedeutet, zieht man in Baden-Württemberg gern den Turm des Ulmer Münsters zum Vergleich heran: Denn dieser alles andere als bescheidene Ausdruck von Gottesfurcht und Bürgerstolz misst ebenfalls 161 Meter, und wie der streckenweise sehr unscheinbare Neckar gehört auch er zu den Wahrzeichen des Bundeslandes.

Baden-Württemberg verlässt der Neckar auf seinem 367 Kilometer langen Weg von Schwenningen nach Mannheim nur ein einziges Mal. Zahlreiche Bäche und kleinere Flüsse, darunter namhafte wie die Enz, die Rems, der Kocher und die Jagst, nimmt er dabei in sich auf. Das Gebiet, aus dem er sein Wasser bezieht, ist fast 14 000 Quadratkilometer groß. Es ist keine Frage, dass der Neckar den deutschen Südwesten entscheidend prägt. Dennoch wird er von den Menschen, die in seiner Nähe leben, heute oft nur wenig beachtet.

Das hat vor allem kulturelle Gründe: Im Laufe der Zeit verwandelte sich der einst so idyllische und stellenweise reißend-gefährliche Strom mit seinem Gefälle von über 600 Metern in eine Treppe mit zahlreichen Staustufen. Auf der Großschifffahrtsstraße sind einige von ihnen drei Meter hoch, andere aber auch zehn. Die meisten bestehen aus einem Wehr, einem Kraftwerk und einer Doppelschleuse, die weitgehend automatisch bedient wird. Früher gab es noch die ‹Mauerläufer›, die darauf achteten, dass kleine Boote zwischen den Toren nicht havarierten. Doch seit die Schleusen mit Kameras ausgestattet wurden, genügt ein Mann, um den Betrieb zu überwachen.

Dieser kanalisierte Fluss ist wohl niemandem so vertraut wie den Schleusenwärtern und Binnenschiffern. Für sie bestimmt er den Alltag. Mit einem unberührten Gewässer hatte er allerdings auch vor seiner technischen Hochrüstung nur noch wenig gemein. Das gesamte Neckartal trägt die Spuren einer jahrtausendealten Siedlungsgeschichte. Schon immer haben Menschen den Fluss genutzt und verändert. Wälder wurden gerodet und Sümpfe trockengelegt. Man errichtete Brücken, Mühlen und Wehre und begradigte bereits im Mittelalter einzelne Uferabschnitte. Bis zur Unkenntlichkeit entstellt wurde der Neckar aber erst im vergangenen Jahrhundert, als man ihn bis Plochingen schiffbar machte. Die radikale Umgestaltung unserer Flüsse ist ein typisches Kennzeichen des Industriezeitalters, nicht anders als der Eisenbahn- oder der moderne Straßenbau.[1]

Seitdem hat der Neckar nur noch entfernte Ähnlichkeit mit jener unberechenbaren Naturgewalt, als die er einst von sich reden machte. Heute ist er vor allem anderen ein Bauwerk, und als solches verbindet er eine Region, deren Bevölkerung im 20. Jahrhundert sprunghaft wuchs. Allein im Großraum der Landeshauptstadt Stuttgart leben derzeit etwa 2,7 Millionen Menschen, um 1900 waren es nur 770 000.[2] Für die Ökonomie gewann das württember-

gische Stammland zwischen Tübingen und Heilbronn ebenso wie das kurpfälzische Mannheim spätestens mit der Reichsgründung von 1871 und der Erfindung des Automobils europäische Bedeutung. Aber nicht nur das: Parallel zum industriellen Ballungsraum hat sich gleichsam auch eine intellektuelle Verdichtung herausgebildet, wie man sie ansonsten allenfalls aus Weltstädten kennt.

Zu Recht gilt das Neckartal als eine Landschaft der Erfinder, Denker und Dichter. Je weiter der Fluss sich von seinem Ursprung zwischen dem Schwarzwald und der Schwäbischen Alb entfernt, desto stärker wird er mit Geschichte aufgeladen, desto mehr Ereignisse und Biografien stehen mit ihm in Verbindung. Allein das in seiner Nähe entstandene literarische Leben war in den vergangenen 250 Jahren so facettenreich, dass eine ganze Bibliothek nötig wäre, wollte man es auch nur annähernd vollständig erfassen. Es war zwar der Mercedes-Stern, der den Neckar weltbekannt gemacht hat, die Dichtung aber erhob ihn zum kulturellen Monument.

Der vorliegende Versuch ist keine Kultur- oder Literaturgeschichte im herkömmlichen Sinne und auch keine ‹Biografie eines Flusses›, wie sie zum Beispiel Claudio Magris für die Donau oder Peter Ackroyd für die Themse auf sehr unterschiedliche Weise verfasst haben.[3] Ausgehend vom Anblick des Flusses im Laufe eines Jahres – vom Frühlingsanfang 2011 bis zum März 2012 – und von immer neuen Streifzügen durch die Literatur ist vielmehr ein Kaleidoskop mit zwölf beweglichen Plättchen entstanden, denen die Geistes-, die Landschafts- und Landesgeschichte auf exemplarische Weise eingeschrieben sind. Räumlich beginnt die literarische Reise am Hölderlinturm, sieben Stationen führen hinunter bis Mannheim, an den Ort von Schillers bahnbrechendem Erfolg mit den *Räubern*, um von dort aus ins Quellgebiet und schließlich nach Tübingen zurückzukehren.

Es dauert nicht einmal zehn Minuten, bis der Steuermann die Taue wieder löst, mit denen er die ‹Hanna Krieger› an der Schleu-

senwand gesichert hat. Vor dem Bug geben die Tore schon die Sicht auf das erstaunlich stille Oberwasser frei, in dem sich grandiose Wolkenberge spiegeln. Der Name Neckar soll keltischen Ursprungs sein und so viel wie der ‹Unbezähmbare› bedeuten. Auch das ist heute nur noch eine Reminiszenz an längst vergangene Zeiten, in denen der Fluss noch nicht in einen zuverlässigen Transportweg verwandelt werden konnte. Immer leichter fiel es den Menschen, natürliche Grenzen zu überschreiten. «Eng ist die Welt, und das Gehirn ist weit, / Leicht bei einander wohnen die Gedanken, / Doch hart im Raume stoßen sich die Sachen, / Wo eines Platz nimmt, muß das andre rücken, / Wer nicht vertrieben sein will, muß vertreiben», lässt Schiller seinen *Wallenstein* sagen.[4] Pläne zu dieser Trilogie beschäftigten den bekanntesten schwäbischen Dramatiker, als er sich zum ersten Mal seit seiner Flucht wieder in seiner Heimat aufhielt. Das war im Herbst 1793, mehr dazu später.

1.
Tübingen

März 2011 – Der Hölderlinturm – Scardanellis ungebetene Gäste –
Wilhelm Waiblinger und sein krankes Idol – Feuer im Klinikum –
Ein Gedächtnisort wird geschaffen

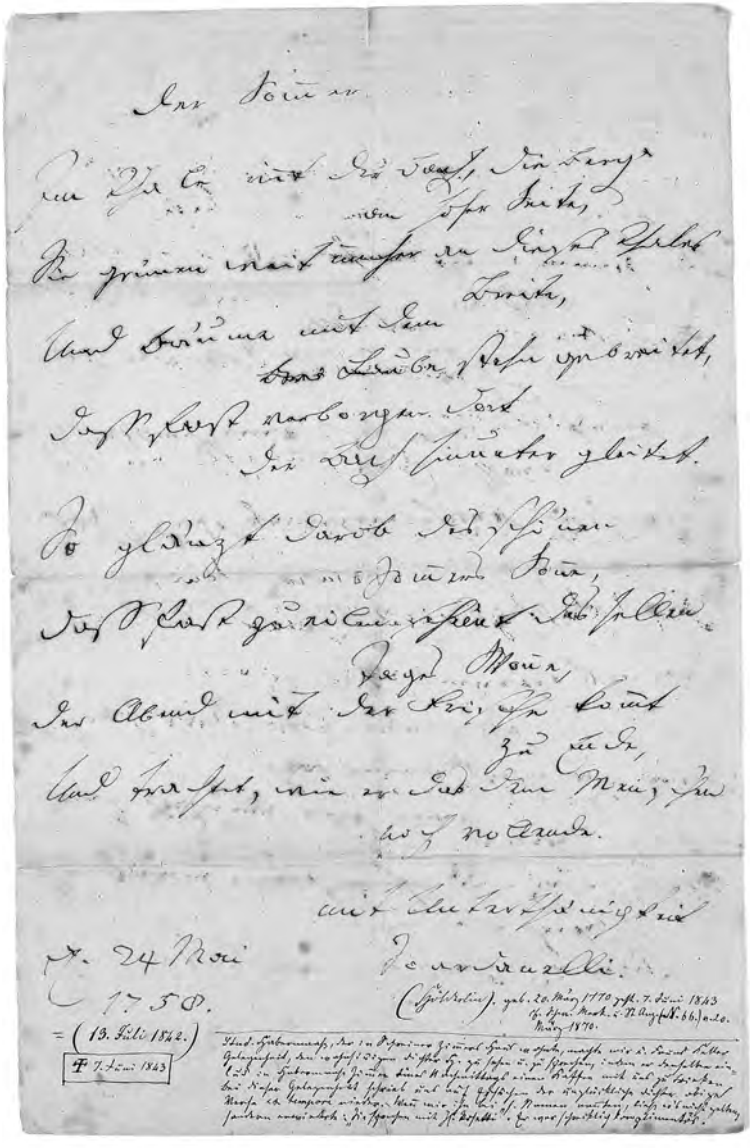
23. März 2011, eine Bank am Ufer unterhalb der Bursagasse: Gegenüber verdoppelt der Fluss den Anblick der Platanen. In ihren kahlen Kronen zetern Krähen. Es riecht nach Frühling, doch die Morgensonne ist noch winterlich schwach. Die dünnen Zweige einer Trauerweide zittern unter dem Gewicht einer Amsel und streifen mit ihrem frischen Grün beinahe die stille Wasseroberfläche. Zwei Enten, die Köpfe zwischen den Flügeln verborgen, lassen sich nicht aus der Ruhe bringen.

Am 20. März 1770 kam Friedrich Hölderlin in Lauffen am Neckar zur Welt. Gut 73 Jahre später, am 7. Juni 1843, starb er hier, in Tübingen, in jenem verwinkelten Gebäude am Fluss, das damals schon zu einem weithin bekannten literarischen Ort geworden war. In ihm verbrachte Hölderlin die Hälfte seines Lebens. Aber mit dem Dichter, der er einst gewesen war, hatte er in dieser Zeit nicht mehr viel gemein. «Man hatte sich hier so an sein stilles Daseyn gewöhnt», schrieb Gottlob Kemmler in seinem Nachruf, «daß uns am 8ten Juni die Nachricht von seinem in der verflossenen Nacht erfolgten Tode wirklich überraschte. Ein leichter Katarrh löste den schon so vielfach bestürmten Organismus ohne Schmerzen vollends auf.»[1] Kemmler war Student am nur wenige Schritte entfernten Evangelischen Stift, das 1536 als staatliche Ausbildungsstätte für den Theologennachwuchs begründet worden war und bis heute einer der wichtigsten Orte schwäbischer Gelehrsamkeit geblieben

ist. Johannes Kepler und der einflussreiche Pietist Johann Albrecht Bengel zählten einst ebenso zu den Stiftlern wie Hölderlin und dessen Freunde Hegel und Schelling. Für Gottlob Kemmler scheint es selbstverständlich gewesen zu sein, sich gelegentlich in die Bursagasse zu begeben, um den greisen Dichter in Augenschein zu nehmen.

Im breitgetretenen Laub des vergangenen Herbstes glitzern Kronkorken wie Katzengold: ‹Veltins›, ‹Sanwald› und ‹Beck's›. Für Kemmler und seine Kommilitonen gehörten Besuche bei Hölderlin zu den Ritualen des Tübinger Studentendaseins, fast so wie die notorischen Gelage. Die rostigen Metallringe in der betonierten Uferböschung, an denen im Sommer die berühmten Stocherkähne befestigt werden, gab es hingegen noch nicht – die Tradition des geselligen Bootfahrens ist in Tübingen nicht älter als die Versorgung der Haushalte mit Elektrizität. Erst nachdem der Lauf des Neckars zwischen 1909 und 1912 zum Schutz vor Hochwasser ‹korrigiert› und durch Schleusen und ein Wasserkraftwerk beruhigt worden war, richtete man die Landeplätze für Stocherkähne ein. Hölderlin wird, am Fenster stehend, vorwiegend Fischer und Flößer zu Gesicht bekommen haben, die auf dem Neckar stocherten.

War es wirklich nur seiner Krankheit geschuldet, dass er sich in seinen letzten Jahren Phantasienamen gab, seine sorgfältig ausgeführten Schriftproben, von denen sich einige erhalten haben, mit ‹Scardanelli› unterzeichnete und scheinbar willkürlich mit Daten aus der Vergangenheit oder der Zukunft versah? War das nicht auch der hilflose, selbstverständlich neurotische Versuch, sich dagegen aufzulehnen, in ein lebendes Exponat verwandelt worden zu sein – zum erschreckenden Schatten einer Künstlerexistenz, zu der Hölderlin selbst keinen Zugang mehr zu haben schien? War die «Anhänglichkeit», welche die «akademische Jugend dem wahnsinnigen Dichter in Tübingen bewahrt» hatte, wie Georg Herwegh bereits 1839 schrieb, wirklich nur «rührend» und der Begeisterung



‹Der Sommer›, geschrieben von Hölderlin im Juli 1842

für Hölderlins Briefroman *Hyperion* geschuldet? Oder redete Herwegh in seinem revolutionären Überschwang Hölderlins Lage schön, indem er hoffte, es sei «mehr als Neugierde» gewesen, mit der die Studenten «zu dem 70jährigen Greise» pilgerten, der ihnen nichts mehr zu bieten hatte «als einige übelgegriffene Akkorde auf einem elenden Klaviere»?[2]

Zumindest der junge, 1823 geborene Kemmler wirkt in seinem Nachruf vor lauter Wohlwollen Hölderlin gegenüber vor allem eines – herablassend und übergriffig, wenn auch ungewollt. Der größte Lyriker des 19. Jahrhunderts ist in den Erinnerungen des Studenten am Ende kaum mehr als ein debiler Schausteller: «Das freundlichste Bild gab er uns in der lezten Zeit, wenn er, am Pulte stehend, seine Gedanken zum ‹dichtenden Gebet› zu sammeln rang; da war alle Aengstlichkeit von der gedrückten Stirne weggeflohen, und eine stille Freude verbreitete sich darüber; man mochte noch so laut um ihn her sich unterhalten, ihm über die Schulter sehen, nichts vermochte ihn da zu stören.»[3]

Auf diese Weise wurden dann Strophen wie die folgende überliefert, rhythmisch stimmig, makellos im Formalen und doch durch die Wiederholung eines äußerst beschränkten Motiv-Vorrats geradezu abstrus. ‹Scardanelli› datierte das Gedicht auf den 24. Mai 1758:

Der Sommer.

Im Thale rinnt der Bach, die Berg' an hoher Seite,
Sie grünen weit umher an dieses Thales Breite,
Und Bäume mit dem Laube stehn gebreitet,
Daß fast verborgen dort der Bach hinunter gleitet.

So glänzt darob des schönen Sommers Sonne,
Daß fast zu eilen scheint des hellen Tages Wonne,

Der Abend mit der Frische kommt zu Ende,
Und trachtet, wie er das dem Menschen noch vollende.

mit Unterthänigkeit
Scardanelli.

Ferdinand Schimpf, ein weiterer Stiftler, stellte Hölderlins Datierung unter dem schlichten Gedicht richtig. In Wirklichkeit sei *Der Sommer* im Juli 1842 niedergeschrieben worden, ein knappes Jahr vor Hölderlins Tod. Schimpf gibt auch Auskunft darüber, wie das Blatt entstanden ist. Die Situation gleicht der von Kemmler beschriebenen: «Stud.[ent Friedrich] Habermaaß, der in Schreiner Zimmers Haus wohnte, machte mir und Freund Keller Gelegenheit, den wahnsinnigen Dichter H.[ölderlin] zu sehen u. zu sprechen, indem er denselben einlud in Habermaaß Zimmer eines Nachmittags einen Kaffee mit uns zu trinken. Bei dieser Gelegenheit schrieb uns auf Ersuchen der unglückliche Dichter obige Verse ex tempore nieder. Wenn wir ihn bei s.[einem] Namen nannten, ließ er's nicht gelten, sondern erwiederte: ‹Sie sprechen mit HE. Rosetti.› Er war schrecklich komplimentös.»[4]

In der Regel waren es Hölderlins Zimmernachbarn, die den Kranken mit Fremden konfrontierten. Das von Schimpf überlieferte Blatt ist exemplarisch: Als Scardanelli, Rosetti oder Buonarotti richtete sich Hölderlin nicht nur in Parallelexistenzen ein, er behauptete auch, in einer anderen Zeit zu leben. Dabei fällt auf, dass er bei seinen fiktiven Datierungen oft den 24. eines Monats wählte. Möglicherweise spielte er damit auf Jesus Christus an. Aber wozu dies alles?

Vielleicht ist die Frage müßig, auf der Grundlage der wenigen überlieferten Zeugnisse wird wohl niemand den Sinn solcher Normabweichungen erschließen können. In den meisten Fällen lassen sich die Verse, die Hölderlin den ungeladenen Gästen mitgab, in

ihrer verstörenden Luzidität immerhin mit der Neckarlandschaft in Verbindung bringen, mit dem Blick aus den Fenstern seines Asyls, mit der Nähe zum Schwarzwald, dessen Holz damals, zu gewaltigen Flößen zusammengebunden, den Fluss bis in den Rhein hinabgetrieben wurde.

Zu Hölderlins Zeiten war der Neckar vor allem ein Handelsweg: eine der wichtigen Wasserstraßen nach Holland, wo große Holzmengen für Schiffe und Häuser benötigt wurden, und damit zum Meer. Auch wenn Tübingen kein Floßlandeplatz war, vermittelte die Präsenz der Flößer im Alltag der Universitätsstadt eine Ahnung von einem vollkommen anderen Leben. Sie machten deutlich, wie eng der schwäbische Kosmos war, so eng, dass es in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wahrscheinlich unmöglich war, in Tübingen zu studieren, ohne auf den kranken Dichter aufmerksam zu werden, der in unmittelbarer Nähe der wichtigsten Universitätsgebäude lebte.

Hölderlins Begegnungen mit seinen Besuchern verliefen keinesfalls immer harmonisch. Neben der fast stereotypen Idealisierung der ‹griechischen› Schönheit seines Gesichts, seiner hochgewölbten Stirn und seines Blicks, «an welchem der Wahnsinn keine Spur hinterlassen hatte»,[5] finden sich in mehreren Berichten auch Äußerungen über Wutausbrüche. Wenige Wochen vor seinem Tod soll er den Schriftsteller und Ästhetiker Friedrich Theodor Vischer gar «hinter den Ofen» geworfen haben.[6]

Diese Darstellung könnte überzeichnet sein. Doch auch wenn Hölderlin Vischer tatsächlich angegriffen hat, so handelte es sich bei dem Vorfall sicher um eine Ausnahme. In den ersten Jahren seiner Krankheit soll er oft ‹getobt› haben, später aber muss er sich in der Regel recht friedfertig verhalten haben. Nur so konnte ihn die Familie des belesenen Schreinermeisters Ernst Zimmer, die ihn am 4. Mai 1807 in ihr Haus aufnahm, bei sich behalten.

Zuvor war Hölderlins Zustand im Klinikum von Johann Heinrich Ferdinand Autenrieth, das zu den modernsten Krankenanstal-

ten des Landes gehörte, immer bedenklicher geworden. Schließlich war der berühmte Mediziner mit seinem Latein am Ende und prognostizierte, dass der Dichter «höchstens noch drei Jahre leben» würde.[7] Zimmers Haus im ‹Zwingel› zwischen Stadtmauer und Neckar, das er erst kurz zuvor gekauft hatte, grenzte unmittelbar an den Garten des Klinikums.[8] Daher war es wahrscheinlich auch aus ärztlicher Sicht ein vergleichsweise geringes Wagnis, den schwierigen Patienten zu entlassen.

Anfangs hatte Hölderlin bei Zimmers noch das Bedürfnis zu schreiben, und er bemühte sich weiterhin um die Herausgabe seiner Werke. Es fehlte ihm dabei auch nicht an Unterstützern. Zu seinen frühen Besuchern gehörten die Dichter Ludwig Uhland und Justinus Kerner, Letzterer hatte als Medizinstudent im September und Oktober 1806 zeitweise Hölderlins Krankentagebuch führen müssen.

In den folgenden Jahren verschlechterte sich Hölderlins Zustand zusehends, darüber geben Zimmers Briefe an die Mutter des Dichters Auskunft. Sogar die von Uhland und Gustav Schwab 1826 bei Cotta herausgegebene Sammlung seiner Gedichte interessierte ihn kaum noch. Immerhin war sein Domizil im ersten Stock des turmartigen Gebäudes am Neckar keine unwürdige Behausung, sondern für den Kranken geradezu ein Glücksfall. «Hölderlin war und ist noch ein großer Natur Freund und kan in seinem Zimmer daß ganze Näkerthal samt dem Steinlacher Thal übersehen», schrieb Zimmer 1835 in einem Brief.[9] […]

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de